

Heft 5/Oktober 2009

B 5384

Akzente

Zeitschrift für Literatur, herausgegeben
von Michael Krüger
Hanser

Stephan Millich: Arabische Exillyrik.

*Angelika Neuwirth. Milan Đorđević. Alida
Bremer. Julia Hartwig. Bernhard Hartmann.*

Carlos A. Aguilera / Claudio Magris



Heimsuchungen: Kleines Portrait der zeitgenössischen arabischen Exillyrik

*Ins Exil sind wir geboren, und in uns kommt
das Exil zur Welt.*

Mahmud Darwisch

Alle Verbannungen rauch' ich hinweg.

Raschid Husain

1

»Exil ist das Nichtzugehörigsein par excellence. Der Exilant lebt einzig in seinem ersten Gedächtnis. Das Gedächtnis wird ihm Heimat und Identität.« Diese Worte, die der palästinensische Dichter Mahmud Darwisch (1941-2008) wenige Monate vor seinem Tod in einem Essay über das Exil schrieb, weisen darauf hin, wie sehr die Erfahrungen des Exils und der dadurch notwendig gewordene Akt erinnern den Dichtens die zeitgenössische arabische Lyrik prägen. Die arabische Lyrik der letzten Jahrzehnte, die in diesem Beitrag skizziert wird, ist zu weiten Teilen Erinnerungslyrik, weil sie Exillyrik ist und die meisten ihrer bedeutenden Protagonisten in einem politisch oder gesellschaftlich mehr oder weniger erzwungenen Exil gelebt haben oder heute noch leben. Man denke nur an bedeutende Poeten wie die beiden Syrer Nizar Qabbani und Adonis, die Palästinenser Mahmud Darwisch und Murid Barghouti oder die irakischen Lyriker Muhammad Mahdi al-Dschawhiri, Abdalwahhab al-Bayati, Badr Schakir al-Sayyab, Lami'a Abbas Amara, Buland al-Haidari und Saadi Yusuf. Beinahe jedes arabische Land besitzt seine spezifische Exilgeschichte, auch wenn die Gründe hierfür zwischen Diktatur, politischer Unterdrückung und gesellschaftlicher Diskriminierung, Zensur, Bürgerkrieg, neokolonialer Besatzung und Vertreibung variieren.

Das Dichten aus der Verbannung und die Poesie des Heimwehs und der Fremde haben eine lange Tradition in der arabischen Kultur, die bis zu den Anfängen altarabischer Dichtung zurückreicht. In der vom europäischen Kolonialismus überschatteten ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden berühmte Dichter wie Ahmad Schaufi verbannt, während syro-libanesischer Autoren (weniger aus politischen als aus wirtschaft-

lichen Gründen) nach Nord- und Südamerika ausgewanderten. Spätestens seit den 1970er Jahren aber ist »eine Exilbewegung entstanden, die die arabische Welt in diesem Ausmaß nie zuvor erlebt hat«, wie der jordanische, in London lebende Dichter Amiad Nassir feststellte. Eigentlich läßt sich bereits seit der Nakba (Katastrophe) 1948 von einer arabischen Exilkultur sprechen, da als Folge des ersten israelisch-arabischen Krieges zahlreiche palästinensische Literaten und Intellektuelle in den arabischen Nachbarländern ausgehend von ihren Exilerfahrungen den kulturellen und gesellschaftlichen Diskurs der arabischen Welt prägen. Dabei meint Exil in der von kolonialen Hinterlassenschaften dominierten Moderne nicht mehr die Verbannung eines Individuums an einen weit entfernten, fremden Ort, sondern die Flucht vor politischer Repression, Verfolgung oder physischer Vernichtung. Zu vorherigen modernen Exilliteraturen wie der deutschsprachigen gibt es indes auch positiv zu wertende Unterschiede: Arabische Exilautoren leben heute in den zu arabischen Kulturhauptstädten gewordenen westlichen Metropolen London, Paris, Berlin oder Los Angeles, publizieren in Beirut oder Kairo und halten den Kontakt mit ihren arabischen Lesern über das Internet und die global konsumierbaren arabischen Medien lebendig. Die Sprache und räumliche Distanz sind im heutigen Exil nicht mehr im gleichen Maß ein beschränkender oder gar identitätsbedrohender Faktor wie noch zur Mitte des letzten Jahrhunderts, als Goebbels die deutschen Exilanten noch zynisch als »Kadaver auf Urlaub« bezeichnete.

Im Gegensatz zu aus arabischer Feder stammenden älteren Exilgedichten, die die ferne Heimat nostalgisch aus der Fremde beschworen, die Heimkehr als alleiniges Lebensziel besangen oder gar umgekehrt das Exil als Ort der Freiheit feierten, ist in der heutigen Lyrik jedoch sowohl die Sehnsucht nach der einstigen Heimat weitgehend erloschen als auch die Hoffnung auf ein besseres Leben im Exil zurechtgestutzt. Mit früheren Exiltexten verbindet die neue arabische Exildichtung hingegen noch immer eine dialektische Struktur: Die Sprechsituation vieler Gedichte oszilliert zwischen den beiden Polen »Vergangenheit in der Heimat« und »Gegenwart des Exils«, zwischen dem alten und einem neuen Ich, das erst schreibend erfunden werden muß. Das häufig autobiographisch inspirierte und poetologische Schreiben im Exil erfüllte damals wie heute die Funktion, sich und die fremd gewordene Exilwelt neu zu erschließen. Neu aber ist die »geo-poetisch« zu nennende Tendenz der zeitgenössischen arabischen Exillyrik: Konkrete Orte und Landschaften, zurückgelassene Schauplätze des vorherigen Lebens, strukturieren die Gedichte ebenso

wie Topographien der Exilstationen, die nicht selten als »Ersatzgeographie« (Iman Mirsal) oder »Land aus Worten« (Mahmud Darwisch) fungieren. Für den palästinensischen Autor Ghassan Zaqtan geht jedes seiner Gedichte aus einem konkreten Ort hervor, der die lyrische Sprache und Form maßgeblich gestaltet. Immer häufiger sind es die neue Umgebung und Sprache, die Eingang in die poetischen Texte findet. Der Ort selbst ist in arabischer Lyrik (wie Prosa) sozusagen zum Co-Autor geworden. Und bei Lyrikern wie Bayati, Qabbani oder Yusuf bestehen manche Gedichte vorrangig aus dem Zitieren von Ortsnamen aus verschiedenen Kontinenten, so als ob die Kartographisierung der Welt im Text einen Ausgleich zur Ortslosigkeit des Exilanten schaffen könne. Ein weiteres hervorstechendes Merkmal der heutigen arabischen Lyrik des Exils ist ihre interrogative Tendenz, das Befragen und Hinterfragen einer Welt, die aus den Fugen geraten ist und ihre Antworten schuldig bleibt. Die vorherrschende Sprache ist trocken, prosaisch und widerspenstig, intum und alltagsnah. Formal auffällig ist zudem die besondere Verwendung von Metaphern und Paradoxien, die das Heterogene, das Fremde und Eigene, das Ferne und Nahe ineinander schreiben oder gegenüberstellen. Der Exilant muss sich ebenso wie das metaphorische Wort erst in einem sinnstiftenden Akt der Übersetzung eine neue Bedeutung verleihen und herausfinden, was eigentlich noch fremd und was das Eigene an ihm ist. Nicht mehr das nostalgische Beklagen der verlorenen Heimat und geliebter Menschen, sondern das Sichbarmachen von vergangenen Unrecht, das Beschwören verdängter und vergessener Ereignisse, Heimsuchungen und Gespenster sowie das vorsichtige Befragen der Möglichkeiten von Identität, Heimat und Gerechtigkeit in einer als fundamental gestört wahrgenommenen Welt prägen die heutigen Exiltexte. Dies macht das Politische an dieser Lyrik aus. Ihre Autoren schreiben gegen soziale Ungerechtigkeit, sinnlose Kriege, das Vergessen von Unrecht und politische Unterdrückung an und begründen jenseits von Nationalismen eine neue Menschlichkeit, die das Recht auf eine friedliche Heimat ebenso einfordert wie auf Freiheit und Mobilität.

Insbesondere palästinensische, irakische und libanesishe Lyriker, die einst revolutionär-militante Visionen und Utopien verfolgten und den Traum der Überwindung von Entfremdung, Besatzung, Diktatur und politischer Unterdrückung in ihrer Heimat träumten, dekonstruieren seit den 1980er Jahren nicht nur die einseitigen ideologischen Sicht- und Schreibweisen, sondern auch Vorstellungen von Autor, Text, Identität und Andersheit und wenden sich unermüdlich den Trümmerhaufen der Geschichte und Gegenwart zu. Die Bedeutungen von Heimat und Exil

haben sich so sehr vermenget, dass manche Autoren die Heimat nicht mehr als real betrachten, sondern nur noch als bloße Idee sehen, die auf Erden keine Entsprechung, kein Signifikat mehr besäße; ebenso verhält es sich mit dem Exil, dessen frühere Bedeutungen sich heute in unauflösbaren Paradoxien verfangen haben, sodaß aus Sicht irakischer Kritiker wie Abdallatif al-Hirz alle politischen Projekte aufgegeben werden müssten. »Das Unglück des Autors besteht heute darin«, so al-Hirz 2007, »daß er jeglichen Sehnsuchtschizont verloren hat und kein Haben mehr existiert, da alle Ankerpunkte, alle Ufer, sich als Phantasiegebilde entpuppt haben.«

Die Narrative, es gebe aufgrund der Fordauer des Exils keine Zukunft in der Heimat, hat bei nicht wenigen zeitgenössischen Lyrikern frühere Narrativen abgelöst. In ihren Augen sind beide glücklich und verloren, derjenige mit und derjenige ohne Heimat, wie der irakische Lyriker Fadl Jaber Khalaf lakonisch feststellt: »Wenn du keine Heimat hast/ heißt das/ du hast ganz schön Pech gehabt/ Und wenn du eine Heimat hast/ heißt das/ du hast ganz schön Pech gehabt.« In der späten Exillyrik des kurdisch-irakischen Lyrikers Buland al-Haidaris (1926-1996) ist die ursprüngliche Bedeutung von Heimat ebenfalls verlorengegangen. Nicht nur der Exilant befindet sich nun im Exil. Die Heimat selbst ist aus dem Land geflüchtet und wie die Menschen unterwegs. Für den Exildichter besieht diese Heimat nicht mehr nur aus ihren Bewohnern oder Landschaften. Sie ist zum »Friedhof« und zur »Erinnerung« geworden, »an der Wunde sterbend« und »mit dem Messer mordend«. Der 2007 verstorbene irakisch-amerikanische Lyriker und Übersetzer Sargon Boulus wählt noch unheimlichere, schwer dechiffrierbare Worte für die Heimsuchungen der Gegenwart, wenn er schreibt: »Mein Stuhl ist mein Großvater, der immer noch schaukelt/ auf den Mauern Uruks./ Unter ihm fließt der Fluß, in dem sich/ die Lebenden und die Toten winden.« Das Erbe des Dichters ist gespenstisch.

Die Hoffnungslosigkeit angesichts des nicht enden wollenden Exils als existenzieller Dauerzustand haben die beiden Lyriker irakischer Herkunft Saadi Yusuf und Kamal Sabri besonders radikal zum Ausdruck gebracht, indem sie beide auf unterschiedliche Weise die Frage aufwarfen, warum gerade sie als Iraker geboren wurden, und ob die geradezu metaphysisch erlebte Schuld des Irakischseins bedeute, bis zum Tod den Tri-

but hierfür entrichten zu müssen. Während Yusuf, der seit 1999 in einem Londoner Vorort lebt, seinen Weg der Dichtung und des politischen Engagements unerschütterlich und erfolgreich fortsetzt, verstarb Kamal Sabti vereinsamt und in seinem näheren Umfeld von niemanden zur Kenntnis genommen 2006 im niederländischen Exil. In einem an Khalid al-Maaly gerichteten Brief, bereits zu Beginn der 1990er Jahre aus dem Madrider Exil verfaßt, wirft Sabti all seine Verzweiflung in die Worte: »Der Winter kommt. Die Straße wird meine Bleibe sein... und der Selbstmord mein allgegenwärtiger Gedanke. Ich bin am Ende. Aller Widerstand ist gebrochen, es ist nicht mehr ans Leben zu denken. Das ist mein Zustand...« Die Isolation und Verzweiflung versucht der Dichter zu überwinden, indem er sich in seine eigene Biographie flüchtet, doch »seine Adresse [bleibt] eine Streibank/ ein Bahnhof mit verriegelten Türen«.

Zygmunt Baumans Beschreibung der neuen globalen Managerelite, die er als »Gemeinschaft der Nichtzugehörigen, als Vereinigung der Einzelgänger« bezeichnet, trifft – allerdings unter umgekehrten Vorzeichen absoluter Privileg- und Rechtslosigkeit – auf die gemeinschaftslose Gemeinschaft heutiger Exilanten und Aylannten zu. Die einen stehen in der Globalisierung ganz oben, die anderen ganz unten, wenn sie nicht zu den Ausnahmen erfolgreicher Literaten gehören. Die radikalste Form der Negation und Verbannung von Exil-Existenzen findet ihren dichterischen Ausdruck stets in Paradoxien. »Eines Morgens«, so Yusuf in einem seiner Gedichte, sind die Exilanten »selbst / von der Bedeutung des Exils / exiliert [...]«.

Die Idee des Nichtzugehörigseins, welche Darwischs Sichtweise auf das Exil prägt, betrachtet auch Saadi Yusuf als wesentliches Charakteristikum der Verbannung, wenn er schreibt: »Das Exil beinhaltet die Idee der Annullierung: der Annullierung der Beziehung des Individuums zu seinem Himmel, seiner Erde und seiner Gesellschaft. Der Himmel, Ort des Angebeteten, ist durch eine vertikale Linie mit der Erde verbunden, wo die Ahnen in langer Totensitte hausen. Dann gibt es noch eine horizontale Linie, auf der das Dorf oder die Stadt liegt, wo das Zuhause, die Erinnerungen und die Kindheitsorte sind. Im Kreuzungspunkt dieser beiden Linien wohnt das Individuum. Der Schrecken des Exils besteht darin, den Menschen aus diesem Kreuzungspunkt herausgerissen und an einem anderen Fleck Erde eingepflanzt zu haben, wo kein Kreuzungspunkt existiert. Der Himmel ist nicht der erste, und die Ahnen sind nicht die seinen. Dort gibt es weder ein Zuhause, noch Erinnerungen oder Kindheitsorte. Was bleibt dann noch? Die Härte allein, die Plage und die

Noß; und der Wunsch, die ursprüngliche Gestalt, die von Auslöschung bedrohte Abstammung und die verdorrnde Wurzel zu retten.« Yusufs Gedanken scheinen John Bergers Reflexionen über die Heimatlosigkeit entlehnt zu sein, die 1986 in *La Lettre Internationale* erschienen: »À l'origine, le foyer représentait le centre du monde, non pas au sens géographique, mais au sens existentiel [...]. Le foyer est le centre du monde, car c'est là où la ligne verticale croise l'horizontale. La ligne verticale monte au ciel et descend au pays des morts, sous la terre. La ligne horizontale représente la circulation terrestre, toutes les routes qui mènent à travers la terre à d'autres lieux. Ainsi, c'est au foyer que l'on est le plus près des dieux du ciel et des morts sous la terre.«

Während der Verlust des »Kreuzungspunktes« sowie vorheriger Orientierungs- und Identitätsmuster den einen zum Verhängnis wird, gelingt es anderen Exilanten, sich und ihr Schaffen neu zu erfinden und die Welt in einem Akt der Poiesis neu zusammenzufügen. Oder mit den Worten Darwischs: »Das Exil ist die Schule des Ichs, das ohne fremde Hilfe neu geboren werden muß und sich dem Tod allein gegenüber sieht. Aber wenn dich das Exil nicht zerstört, macht es dich stärker, [...] damit du es und den Verlust schließlich überwindest.« Die durch den Nationalsozialismus verbannten deutschsprachigen Exilanten im Blick erkannte Lion Feuchtwanger bereits vor siebzig Jahren diese universelle Dialektik der Größe und Erbärmlichkeit des Exils, das die einen Autoren innerlich »trocken macht« und ausdörft, während es die anderen stärkt und zu kosmopolitischen Literaten von Welttrag werden läßt. Mahmud Darwisch beeilt sich einschränkend hinzuzufügen, daß die Überwindung des zerstörerischen Exilzustands allerdings die Ausnahme ist, die Regel aber das von Exil und Flucht beschädigte Leben: »Deshalb darf der Schriftsteller nicht die Verzweiflung, die Qualen und das Unglück vergessen, in dem Millionen von Flüchtlingen, Heimatlosen und Exilanten leben, die weder das Recht haben, in ihr Land zurückzukehren noch sich in einem anderen Land als Bürger niederzulassen.« Diese Verzweiflung kommt beispielsweise in einem der letzten und zu Lebzeiten unveröffentlicht gebliebenen Gedichte des großen palästinensischen Lyrikers Taufik Sayigh mit einer Bitterkeit zum Ausdruck, die einem gebrochenen christlichen Glauben entspringt, wenn es heißt: »Nun kehre ich heim zu dir/ Weil der Viehstall mich hinausgeworfen hat/ Und die Schweineherde/ Mich nicht mehr billigt/ Weder als Bürger noch als Exilant.« Sayigh, der in einem protestantischen Elternhaus in Syrien und Nordpalästina aufwuchs, arbeitete von 1954 bis 1962 als Arabischdozent in Cambridge und war daraufhin für drei Jahre in London tätig, bis er schließlich wieder nach

Beirut zurückkehrte, um die Literaturzeitschrift *Hinwar* (Dialog, 1962-1967) herauszugeben. 1971 starb der begabte Lyriker der »existentiellen Angst« in Berkeley an einem Herzinfarkt. Sein Schreiben war zutiefst von der Erfahrung des Exils geprägt, das bei ihm entweder in Entremdung von der Gesellschaft, von Gott, der Geliebten oder dem eigenen Ich mündete.

In Darwischs lyrischem Werk läßt sich die Umwertung des Exils von einer vehementen Ablehnung des Exilschicksals hin zu einer Bejahung seit den frühen 1990er Jahren beobachten, mit der ein allmählicher Übergang vom lyrischen »Wir« und »Sie« zum »Ich« und »Du« einherging. Ähnlich wie Edward Said Exil als wesentlichen Teil der eigenen identitären Vielheit bestimmte, zeigte sich Darwisch den seinen geistigen Horizont öffnenden Exilerfahrungen gegenüber dankbar. In seinem vielleicht schönsten Lyrikband *Bett der Fremden* von 1999 verbindet er subtil die Idee der Fremde mit der sinnlichen Liebe zu einer fremden Frau. Ebenso feierte der syrische Liebedichter Nizar Qabbani das Exil und die Liebe. Gegenüber den meisten in diesem Heft versammelten Exiltexten mag sein Gedicht, das die Themen Liebe und Exil vereint, auf eine Art kitschig und in seiner Bildhaftigkeit befremdlich wirken. Dennoch wird darin deutlich, dass das Exil auch zu einer Privatisierung und Akzentuierung des Alltäglichen und bisweilen auch Banalen führte, das zunächst mit Nizar Qabbani und später auch mit Saadi Yusuf Eingang in die arabische Lyrik fand. So läßt sich mit Recht behaupten, daß die Prosaisierung der Sprache und die dialogische wie selbst-reflexive Ausrichtung eines großen Teils der heutigen arabischen Lyrik vorrangig von Dichtern mit Exilerfahrungen eingeführt wurden. Während in Bezug auf die deutsche Exildichtung seit 1933 Jahrzehnte lang die (heute nicht mehr haltbare) These vertreten wurde, sie hätte formal einen Rückschritt bedeutet, gilt für die arabische Exillyrik das Gegenteil, da sie in engem Wechselverhältnis mit anderen Weltliteraturen innovative, radikal neue Schreibweisen geschaffen hat. Die Welt wird poetisiert und sprachlich neu erschlossen, während umgekehrt die lyrische Sprache prosaisiert wird. Diese Vorstellung von literarischem Schreiben findet sich bereits in der klassischen arabischen Literatur. So heißt es im *Buch der Anregung und guten Gesellschaft* des Philosophen und Literaten Abu Hayyan at-Taubhidi (930-1023): »Die beste Rede ist diejenige, deren Form sich bewegt zwischen Dichtung, die der Prosa ähnelt, und Prosa, die der Dichtung ähnelt.«

Die Prosaisierung der Lyrik (ohne Prosagedichte im engen Sinne zu verstehen) und die für die Postmoderne charakteristische Aufhebung der Grenzen zwischen Kunst und Leben treibt Saadi Yusuf am weitesten, wenn manche seiner jüngsten Gedichte sich wie politische Deklarationen, eilig verfaßte Leserbriefe oder flüchtige Schnappschüsse des britischen Alter-Ego *Al-Akhdar ibn Yusuf* (Lakhdar Sohn des Yusuf), das bis heute in seinem Werk auftaucht, um die Gegenwart im Spiegel vergangener Ereignisse zu betrachten. Noch heute besitzt seine Lyrik eine ausgesprochen dialogische Qualität, die nicht nur andere Literaten, Politiker oder Musikstars anspricht, sondern auch sein altes Heimatland Irak und seine neue Heimat England gegenüberstellt. Seit den 1990ern schreibt Saadi Yusuf indes kaum noch über sein persönliches Exil, sondern über die Schicksale anderer Exilanten, Flüchtlinge und Asylanter, Ausdruck dessen, daß Dichter wie Yusuf das Exil längst überwunden haben. Ihr Post-Exil, in dem die vielfältigen Erfahrungen des Exils aufgehoben sind, ermöglicht ihnen, sich neuen Themen, Worten, Welten und Sprachen zu öffnen, ohne ihre Vergangenheit, die Gefängnishaftigkeit, Flucht und politische Unterdrückung in der Heimat und den Stationen des Exils umfasst, zu negieren. Wo liegt die neue Heimat, oder braucht es keine Heimat mehr? Ist aus der einstigen *Heimsuchung*, die die Exilierung bedeutet, ein neues Heim, ein neues Bewohnen der Welt, hervorgegangen? Der in Paris lebende Adonis hat seine Antwort darauf gefummen: »Ich mußte, um ich selbst zu sein, Religion, Politik und Kultur aus dem Exil verbannen. Und dies nicht im Ausland, sondern innerhalb des Exils selbst – innerhalb meines Volkes, meiner Kultur und meiner Sprache. Ich mußte einen anderen Ort entdecken, der jenseits von Heimat und Exil liegt.« Hier ist das Exil zu einer reinen Metapher geworden, ein Hinweis dafür, daß der Autor lange schon den Übergang vom Exil zu einem Post-Exil vollzogen hat, in dem das Paradoxe zur Regel wurde, Exil als Bedingung des Schreibens fungiert und jegliche Nostalgie verschwunden ist.